

Leben neben dem Fluss

Schriftliche und bildliche Quellen aus Ingolstadt (Teil 2)

Fortsetzung des Beitrags aus der Ausgabe vom 27.09.12

Die Klöster behielten sich mit Fischbehältern - aus der Barockzeit sind sie im Stift Kremsmünster in Österreich erhalten - und die Anlage von Fischteichen, z. B. rund um das Kloster Scheyern oder das Stift Waldsassen. Die Lehrlinge für das Fischerhandwerk kamen oft aus der weiteren Umgebung, so Hans Lenz aus Burghelm, und ließen sich häufig entlang der Donau nieder in Klosterneuburg oder Enzersdorf, beides in Österreich. Einzelheiten zur Fischerzunft kann man der Dissertation von Elmar Spranger entnehmen. Zunft und Bruderschaft lagen eng beisammen, da stets ein religiöser Gehalt mitschwang: Die Vorstände hießen Kerzenmeister, da sie bei öffentlichen Prozessionen, z. B. an Fronleichnam, die brennenden Kerzen in Vertretung ihrer Bruderschaft tragen. Fischermesse und Fischeraltar in der Pfarrkirche St. Moritz in Ingolstadt gaben Zeugnis von der Frömmigkeit.

Aus einem Vertragsbrief über das Muttergut für zwei Fischerkinder erfahren wir, dass die Halbweissen das Fischerhandwerk oder ein anderes lernen können. Sollten sie sich für das Fi-

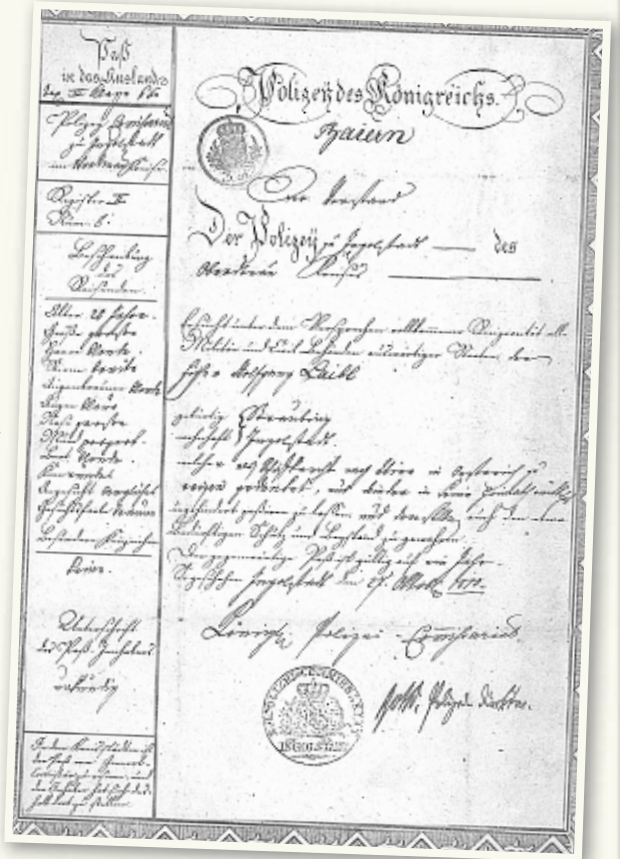
scherhandwerk entscheiden, so bekommen sie statt des Lehr- und Aufdinggeldes das Fischzeug. Woraus das Fischzeug bestand, kann man der Fischerordnung von 1459 entnehmen: Reusen aus starkem Schilf oder aus Weidenruten, Netz (dieses mussten die Fischer selbst herstellen und auch flicken können), Zille (flacher Fischerkahn), für den Aalfang Luderkörbe, d. h. Körbe, in denen Aas, meist Ochsenleber, ausgelegt war und die - mit Steinen beschwert, je nach Gewicht war die Tiefe zu regulieren - versenkt, von Zeit zu Zeit mit einem angebrachten Seil wieder hochgezogen wurden, 1528 wurde es verboten. Kleinere Körbe wurden für den Krebsfang verwendet, Reisigbündel, die man ebenfalls ins Wasser versenkte, in denen sich dann vor allem bei raschem Herausziehen kleinere Fischarten wie Elritzen hielten, Bären, also Fischnetze an Stangen, die zum Herausheben von Fischen aus dem Wasser oder Fischbehälter dienen.

Trotz großer Nachfrage waren die sozialen und finanziellen Verhältnisse der Fischer schwierig, aus einem Heiratsvertrag eines Fischerhepaares wird dessen gerin-

ges Einkommen ersichtlich. 1618 schulden Fischhändler dem Bürgermeister und Rat der Stadt Schwandorf eine große Summe Geld für Fische, 8 fl. pro Zentner Fisch. Um Wasserabläufe brachen bisweilen Streitigkeiten aus. Das Fischerhandwerk erwies sich als gefährliche Arbeit, wie das Bild des Fischers zeigt, dem die schwere Arbeit ins Gesicht eingemeißelt ist. Schiff- bzw. Floßfahrerkennnisse waren u. a. wegen der Stromschnellen notwendig, ebenso Kenntnisse zum Warentransport auf der Donau (Zölle, Stapel, richtige Ladung) und Holzhandelskenntnisse, denn Fischer in Nähe der Floßlande kauften Flöße auf und veräußerten sie als Bauholz. Interessant ist ein im Stadtarchiv erhaltener Pass für den Fischer Wolfgang Laibl, gebürtig aus Straubing, wohnhaft in Ingolstadt, der als Schiffknecht nach Wien reisen und wieder nach Ingolstadt zurückkehren möchte. Ausgestellt wurde er am 27.10.1815 vom K. B. Polizei-Kommissariat Ingolstadt. Die Personenbeschreibung lautet: 28 Jahre alt, groß, blonde Haare, breite Stirne, blaue Augen, rundes Kinn, braune Gesichtsfarbe, keine besonderen Kennzeichen, des Schreibens unkundig.

Ein Fluss verband Orte untereinander, für die Floß- bzw. Schifffahrt wurde Geld verlangt. Das sog. Zillengeld eines Gastwirts aus Ingolstadt für den Fischer Röl 1638 betrug 19 fl. 30 kr. Fischer waren also gleichzeitig für die Schifffahrt zuständig, aber auch für Flussbaumaßnahmen im kleineren Rahmen. Die erste Schifffahrtsordnung 1374 - heute nicht mehr erhalten - lässt erkennen, dass Fischer und Schiffeleute den Salzhandel auf der Donau besorgten und zum Eisenwarenhandel mit der Oberpfalz; Steiermark und Tirol berechnigt waren. Sie leisteten zu Kriegszeiten wichtige Dienste. Es durfte nach der Schiffeleute Rat Holz am Ufer geschlagen werden, damit Menschen bzw. Pferde die Schiffe flussaufwärts ziehen konnten, die sog. Treidelei mit einem Seilzug vom Land aus - möglich wurde. Flussabwärts trieb die Strömung an, der Schiffer hatte nur zu steuern, meist mit Handrudern, die auch zum Einstecken in den Grund verwendet werden konnten, wenn bei leichten Steigungen das Schiff auf diese Weise weiterbewegt werden musste. Das Fischer- und Schifferhandwerk regelte die Anzahl der bereit gestellten Treidel-

knechte je nach Größe und Ladung des Schiffs: „Item es soll khainer mit khainem geladen schüff von Landt fahren. Er sey dan genuegsamlich versehen mit khnechten nach gelegenheit der größe und Ladung des schüffs dergleichen mit Plätten und zyln nach Rath und Handwerchs wegen darzue beordnet...“ Der Schifferverkehr, also die Lage eines Ortes am Fluss, schuf ein breites Spektrum für verschiedene Wirtschaftszweige, da ja nicht nur die Schiffer und Fischer Arbeit hatten, sondern auch Menschen mit dem Abladen und Löschen von Ladungen beschäftigt waren, Fremde in die Stadt kamen zum Kauf und Verkauf von Waren und in Herbergen übernachteten. Das „windt steuern“ besagt, daß auch Segel zum Einsatz kamen, aber die genaue Technik ist nicht bekannt, Windstärke und Windrichtung waren ausschlaggebend für solche Dienste. Zum Überqueren eines Flusses wurden an geeigneten Stellen Fähren eingesetzt, laut Fahrordnung 1580. Die Eisgewinnung für Brauereien und Gastwirtschaften zu Zwecken der Kühlung besorgten 1453 vier Froneis, d. h. vier Fischer, die jeweils Eis entnehmen durften. Ein



Interessant ist ein im Stadtarchiv erhaltener Pass für den Fischer Wolfgang Laibl, gebürtig aus Straubing, wohnhaft in Ingolstadt, der als Schiffknecht nach Wien reisen und wieder nach Ingolstadt zurückkehren möchte. iz-Foto

Streit um diese Rechte entbrannte, der sogar bis zur Juristenfakultät herangetragen wurde: im Winter waren die Verdienstausfälle durch schlechte Witterungsverhältnisse sowohl bei der Fischerei als auch bei der Schifffahrt groß! Die sog. Eiskeller waren sonnenarme

Plätze in einem Rückgebäude oder wurden in eine Bodenerhebung hineingetrieben, starke Erdschichten an den Seiten und über den Räumen konnten die Kühlung über einen längeren Zeitraum gewährleisten.

Fortsetzung in der November-Ausgabe

Wiederentdeckte Pionierin

Fleißers emanzipatorisches Potenzial zur Neuen Frau (Teil 3)

Fortsetzung des Beitrags aus der Ausgabe vom 27.09.12

Emanzipatorisches Potenzial: Zur Neuen Frau in Fleißer-Texten

Marieluise Fleißer wahrte sich bekanntlich gegen jegliche feministische Vereinnahmung. Allerdings schrieb die Schriftstellerin von Beginn an ihren Texten ein emanzipatorisches Potenzial ein. Dabei bewies sie eine Originalität, die aus den Erfahrungen ihrer gelebten Emanzipation erwuchs. Originell war sie dadurch, dass sie das für die feministische Frauenliteratur Typische wegließ und das von der frauenbewegten Publizistik Vernachlässigte aufgriff. Auf der Höhe der fortschrittlichsten Positionen des zeitgenössischen Feminismus bewegte sie sich mit ihren Frauenporträts. Denn sie porträtierte ihre Figuren als Übergangsgeschöpfe, die nicht mehr patriarchalischen Rollenmustern folgen und noch nicht emanzipierte Lebensformen realisieren können. Emanzipatorisches Potenzial transportierte die Schriftstellerin durch die Inszenierung der Entwicklung ihrer Protagonistinnen aus kindlicher Unmündigkeit zu erwachsener Unabhängigkeit.

Ihre Frauenfiguren:

Mädchen: Der Apfel (1925); Ein Pfund Orangen (1926); Moritat vom Institutsfräulein (1928); Intellektuelle: Die Ziege (1928); Girl: Die Ziege (1928); Amazone:

Das Mädchen Yella (1929); Berufstätige: Mehreisende Frieda Geier (1931)=

Sie entwickeln mehr und mehr Selbstbewusstsein, Selbstständigkeit, Selbsterhaltungsfähigkeit. Die Desillusionierung macht die Mechanismen weiblichen und männlichen Verhaltens erkennbar und zwar in ihrer ursächlichen Spannung zwischen angeborener Disposition, traditioneller Normierung und zeitbedingten Moden. Die Übersetzung dieser Erkenntnisse ins gelebte Leben, die von bewusster Ergebnis Schicksals bis zu verantwortlicher Verweigerung gegenüber männlichen Zumutungen reicht, erfordert, wie in den Schilderungen verdeutlicht, die Mühe der kleinen Schritte. Emanzipatorische Anstrengungen werden nicht von einer Euphorie des Aufbruchs, sondern vom Pathos des Überlebens motiviert. Diese existentielle Motivation bewegt auch die Neuen Frauen, die in Die Ziege, Das Mädchen Yella, Die Mehreisende Frieda Geier begegnen.

Allen - dem Girl mit der Bereitschaft zu fremdbestimmter Entpersönlichung, der Intellektuellen sowie der Amazone mit dem Drang zur souveränen Persönlichkeitsbehauptung, der Berufstätigen mit dem Willen zu persönlicher Selbstständigkeit - stellt die Männerwelt als Bedingung für ihre Akzeptanz: das Aufgeben eigener Substanz. Fleißers Darstellung ihrer weiblichen Figuren

vermittelt die ernüchternde Erkenntnis: Der Traum der Emanzipation ist nur zu verwirklichen um den Preis des Traumas.

Ernüchterung schärft den Blick für die Ursachen des traumatischen Effekts. Fleißer läßt sie mit Frieda Geier in den komplexen Modernisierungsprozessen entdecken. Sie fordern die Frauen, emanzipierteres Verhalten zu entwickeln, erlauben aber den Männern, patriarchalische Positionen zu konservieren.

Ernüchterung hebt ins Bewusstsein: Konservative männliche Einstellungen sind das Hindernis für weibliche Emanzipation. Neue Haltung der Männer gegenüber Frauen, Neuorientierung des Geschlechterverhältnisses, neuartige Beziehungen auf partnerschaftlicher Basis sind unverzichtbar. Die Überzeugung vom Nutzen der weiblichen Emanzipation für männliche Eigeninteressen muss das Vorurteil über emanzipierte Weiblichkeit als Bedrohung für konventionelle Männlichkeit ersetzen.

Ernüchterung stimuliert daher dazu, wie Frieda Geier den fortschreitenden Weg ins Dickicht der vorgefaßten Meinungen zu stampfen. Mit anderen Worten: Emanzipatorische Anstrengungen als kontinuierliche Aufgabe zu begreifen.

Mehreisende Frieda Geier (1931)

Mit Mehreisende Frieda Geier - Roman vom Rau-

chen, Sporteln, Lieben und Verkaufen legt Marieluise Fleißer den Prototyp des neuschalichen Zeitromans vor. Hier schildert sie das erotische Zu-, Mit- und Auseinander der Titelheldin und ihres Begehrers. Kompliziertheit und Misslingen der Beziehung resultiert daraus, dass die Liebenden ein traditionell patriarchalisches geprägter Mann und eine modern emanzipiert auftretende Frau sind. Frieda Geier erweist sich durch Haarschnitt (Bubikopf) und Kleidung (Lederjacke, Männerchuhe) sowie durch Verhalten und Selbstverständnis als Neue Frau vom burschikosen Typ aus. Der Bericht über ihren beruflichen Existenzkampf mit Fokus auf seiner entfernenden Wirkung desillusioniert über die Möglichkeit zu einem besseren Frauenleben durch Berufstätigkeit.

„Die Konkurrenz bringt es mit sich, daß man in jedem Laden einen Fetzen Haut läßt.“ Gleichzeitig vermittelt die Schilderung von Friedas Berufsalltag, wie der Frau aus Erwerbsarbeit materielle und geistige Widerstandskraft zu wachsen, die sie befähigen, sich Selbständigkeit und Handlungsfreiheit zu bewahren. Wahrung ihrer ökonomischen und persönlichen Unabhängigkeit veranlasst Frieda in den Debatten über Heirat eine gleichberechtigte Partnerschaft zu fordern und die herkömmliche Ehe abzulehnen. Denn der legitime Eheband berechtigt, was

ihr widerstrebt, zur unselbständigen Handlangerin des Mannes herabzudrücken.

„Sie kann in den Tod nicht leiden, wenn sich Männer auf die jahrtausendalten Instinkte des geknechteten Weibes verlassen und ihm aus System den lustigen und undankbaren Teil der Arbeit zuschieben.“ Ihre ehekritische Einstellung läßt sie erkennen: Die Umbrüche der Moderne nötigen Frauen Lern- und Veränderungsprozesse auf, ohne dem Mann Verhaltensumstellungen abzufordern. „Was hat es für einen Sinn, daß man sich jahrelang in der Fremde herumrauft und daß Eigenschaften entwickelt worden sind, die eine Gefährdung der männlichen Übergriffe bedeuten? Was nützt der Frau alle eigene Entwicklung, wenn sie letzten Endes auf die patriarchalischen Methoden einer Lebensgemeinschaft angewiesen bleibt, die eine rückläufige Bewegung bei ihr erzwingen? „Es wird Zeit, daß die Männer sich anders einstellen“, behauptet Frieda, fühlt sich als weiblicher Pionier.“

Zur Pioniertat wird Frieda Entscheidung gegen eine bergende Ehebindung und für eine ungeborgene Selbständigkeit. Denn ihr Entschluss hat zur Folge: bedachte Trennung vom gegenwärtigen Geliebten und riskanten Gang in eine ungewisse Zukunft. Dadurch macht Marieluise Fleißer den Roman zu einer Weg-Gang-Geschichte. Mit diesem

Kunstgriff rückt sie Emanzipation als noch nicht verwirklichte Tatsache, sondern als permanente Aufgabe in den Blick.

„Sie fühlt [...]: Einzelne müssen aufstehen und mit ihrer schmalen Person den fortschreitenden Weg ins Dickicht der vorgefaßten Meinungen stampfen.“

1972 fertigte Marieluise Fleißer eine Neufassung unter dem Titel Eine Zierde für den Verein mit Schwerpunktverlagerung von der weiblichen auf die männliche Hauptfigur.

Jahrhundert gedrittelt

[...] Von der Stellung der Frau will ich des langen und breiten sprechen. Stellt euch vor, Kinder, werde ich sagen, in was für einer Zwirkmühle sich damals die Frauen befanden. Vor dem Gesetz waren die sogenannten Frauenrechte längst errungen. Der wahre Kampf aber um die persönliche Würde der schaffenden Frau begann erst. Er wurde ausgetragen zwischen den Allernächsten, denen, die sich am meisten liebten und fürs Leben zusammengehörten. Die Frauen, die auf eigenen Füßen standen, wollten nicht etwa Mannweiber sein; diese Unart einer Bewegung, die in den Kinderschuhen steckt, hatten sie längst wieder abgestreift. Sie wussten recht gut, daß sie den Schutz des Mannes nicht entbehren konnten. Sie wollten neben ihm ganze und richtige Frauen werden, mit der freu-

dig getragenen Pflicht des Freien an Stelle der Fron des Sklaven. Die Frauen hatten also umgelernt, die Männer nicht. Die Männer wendeten das Gesetz der Schlacht an auf alles, was ihnen unter die Finger kam. (In Gefahren und Notzeiten wird die Lage der Frau automatisch schlechter.) Laßt unsere Frauen nach eigener Initiative streben und ihr Brot selbst verdienen, dachten die Männer, nehmt ihnen das Glauben nicht [...]. Dem Manne war Gewalt gegeben, um davon einen für die Gemeinschaft heilsamen Gebrauch zu machen. Das weit- aus Häufigere war der Mißbrauch dieser Gewalt. So war die alte patriarchalische Ehe immer noch hundertmal besser als das Zwittergebilde jener Übergangszeit, in der die Männern durch den Gebrauch zwar auf die Rechte der alten Ehe pochten, ihre Pflichten aber unter Berufung auf die inzwischen vollzogene Emanzipation der Frau anlehnten und auf die Frau die gemeinsamen Lasten beider Eheformen abwälzten. So galten die Frauen als Arbeitstiere wie vorher, mit dem Unterschied, daß ihre Arbeit unendlich aufreißender und schwieriger geworden war. Ein tragisches Geschick wollte, daß auf diese Weise gerade die Wertvollen unter den Frauen systematisch zerrieben wurden. [...]

Marieluise Fleißer, Jahrhundert - gedrittelt (Berliner Tagblatt 1.1.1933)